

in meinen Augen brannte, stellte sicher, dass der Rebreather noch in Ordnung war, und justierte die Kontakte an den Scootern. Schließlich konnte es weitergehen.

Vorsichtig stieg ich höher, bis das höllische Dröhnen der Schiffsmotoren zurückkehrte. Diesmal drang der pochende, unerträgliche Lärm sogar bis in eine Tiefe von 40 Metern vor. Wieder wich ich nach unten aus, wartete ab, bis sich auch dieser Krach verzogen hatte, bevor ich meine Fahrt fortsetzte. Irgendwann hatte ich gelernt, mit der Situation klarzukommen.

Später konnte man am Computer über das Tracking des Schiffsverkehrs und meiner Route feststellen, dass ich ein Rendezvous mit einem der größten Containerschiffe der Welt gehabt hatte, der *CMA CGM Wagner*. 277 Meter lang, 40 Meter breit. Tiefgang: Schlappe 15 Meter, vorsichtig geschätzt, die gigantischen Schiffsschrauben nicht eingerechnet. Viel Platz blieb da nicht mehr. Der zweite Pott, der mich so plötzlich in die Tiefe zwang, war vermutlich eine der vielen zwischen Frankreich und England verkehrenden Kanalfähren.

Nach knapp sieben Stunden in der Tiefe veränderte sich endlich der Untergrund, Sand kam in Sicht. Ich folgte dem sanft ansteigenden, von kleineren Stufen strukturierten Bodenprofil, und es tat unfassbar gut, nach dem langen, dunklen Nichts wieder Strukturen erkennen zu können.

Die Strömung war auf Grund der Gezeiten auf Südwest gewechselt, und ich hatte meine Richtung angepasst, wollte die Strömung ausnutzen und mich Frankreich in einem weiten Bogen nähern. So der Plan. Mein Rebreather war inzwischen ziemlich am Ende, und ich atmete aus meinem Zweitgerät, da ich den ersten nicht vollständig austauschen wollte – er war schließlich auch meine letzte Lebensversicherung.

Ich befand mich in 15 Metern Tiefe, Tendenz steigend. Ich war mir nun sicher: Vor mir ist Frankreich. Ich scooterte nun nicht mehr, sondern ließ mich von der Strömung tragen, immer westwärts. Der Boden flog unter mir dahin, und je höher ich kam, desto schlechter wurde die Sicht durch den Sand, den die Wellen aufwirbelten. Bei 12 Meter schoss ich meine Boje mit dem GPS-Sender an die Oberfläche, um meinem Team die Position zu übermitteln. Zehn Minuten später war ich auf 9 Meter aufgestiegen, wo ich weitere 25 Minuten verbrachte. Auf sechs Metern verschlechterte sich die Sicht dramatisch, und ich prallte mehrfach ziemlich heftig in unterschiedliche Hindernisse, erwischte die Reste eines Fischerboots und mehrere große Steine, als wolle der Kanal mich noch einmal richtig verprügeln, bevor er mich freigab. Ich steckte die Schläge ein, ignorierte die Schmerzen und versuchte, meine Ausrüstung zu sichern, sie nicht im letzten Moment noch zu

verlieren. Am Bodenprofil erkannte ich, dass ich offenbar um eine Landzunge getrieben sein musste. Nach 45 weiteren, endlos langen Minuten stieg ich zum letzten, bei jedem Tauchgang aber wichtigsten Deko-Stopp auf 3 Meter auf. Die Brandung knallte mir um die Ohren, in dieser Waschmaschine konnte ich die Instrumente nur mit Mühe ablesen. Ich wurde ungeduldig, sehnte mein Team herbei, damit es mich von dem sperrigen Scooter befreite. Außerdem wäre ich für einen Getränkeservice unglaublich dankbar gewesen: Meine beiden Trinkbeutel mit insgesamt 4 Litern Wasser waren schon lange leer, ich litt quälenden Durst. Dazu setzten böse Kopfschmerzen ein. Ich zählte die 80 Minuten einzeln runter und war einfach nur froh, als ich mich langsam Richtung Oberfläche bewegen konnte.

Das Erste, was ich wahrnahm, war eine etwa 400 Meter breite Brandungszone und dahinter ein endloser, vollkommen verlassener Strand. Über den sonnigen Nachmittagshimmel trieben Wolkenfetzen. Kein Mensch weit und breit. Die Brecher überrollten mich im Sekundentakt, ich nahm meine letzte Kraft zusammen und begann, über den flachen Grund Richtung Strand zu schwimmen, wobei ich immer wieder auf den Boden knallte. Aber laufen oder krabbeln war mit der schweren Ausrüstung einfach nicht möglich, und meine Superkräfte waren nach diesem Trip leider aufgebraucht.

Aber schließlich erreichte ich den Strand, und später stellte sich heraus, dass ich wie durch ein Wunder sogar ungefähr an unserem Zielort Cap Gris-Nez bei Audresselles angelandet war. Dabei war ich vollkommen unbemerkt geblieben, meine Sorgen um Genehmigungen oder Probleme wegen „illegaler Einreise“ erwiesen sich als unbegründet – wobei allerdings wenige Tage später die französische Polizei am Strand bereitstand, als der amerikanische Milliardär und Virgin-Gründer Richard Branson auf einem Kite-Board – in einer Rekordzeit für seine Altersklasse – über den Kanal gesurft kam.

Branson hat für seine Aktion etwa drei Stunden gebraucht. Ich war acht Stunden unter Wasser getaucht, dazu kamen noch über zweieinhalb Stunden Dekompressionszeit – ich hatte also einmal die Uhr rumgedreht. So fühlte ich mich auch: Ich ließ den Scooter liegen und taumelte ein paar Meter zu einem Felsen, wo ich den Rebreather ablegte. Dann quälte ich mich zurück zum Scooter und zerpte ihn an den Strand, um ihn vor den Fluten zu sichern. Ich kontrollierte meinen GPS-Tracker: Er sendete. Warum zum Teufel war dann außer mir niemand hier? Totale Erschöpfung drückte mich nieder, als hätte jemand meinen persönlichen Ausschalter betätigt: Nichts ging mehr. Ich ließ mich neben den Scooter in den Sand plumpsen, starrte in den blauen Himmel, ließ mit den Wolken noch einmal die

langen Stunden unter Wasser an mir vorbeiziehen. Die Dose mit dem GPS ließ sich nicht öffnen, entweder hatte sie sich verklemmt oder durch den Temperaturunterschied Vakuum gesaugt. Das Notfall-Handy darin – unerreichbar. Fast eine Stunde dämmerte ich durstig vor mich hin, als ich plötzlich eine kleine Gestalt in den Dünen sah. Ich blinzelte. Die Figur winkte. Und lief wieder weg. Eine Fata Morgana? Doch Augenblicke später rannten die Team-Mitglieder über den Strand jubelnd auf mich zu. Ich wurde gedrückt und umarmt und wieder gedrückt, und schließlich erspähte ich auch meine Frau. Ich schloss sie in die Arme und durfte meinen Kopf, so laut er auch brummte, auf den Schultern behalten.

Später erfuhr ich, dass das GPS-Signal erst gesendet wurde, nachdem ich an der Oberfläche war. Offenbar hatte die Brandung den Sender in seinem Gehäuse so sehr geschüttelt, dass er sich kurzfristig verabschiedet hatte. Das Team hatte mich schon ein wenig verzweifelt gesucht. Mein Glück war, dass eine Helferin in den Dünen austreten musste, wobei sie mich am Strand erblickte.

Nach ein paar Flaschen Wasser war ich wieder einigermaßen hergestellt. Wir verluden die Ausrüstung und feierten mit einem großartigen Abendessen (was das für mich heißt, erzähle ich später). Glückwünsche aus aller Welt trafen ein. Ich war gerade 40 geworden, hatte in Seen, Flüssen, Höhlen und Ozeanen rund um den Globus getaucht, Wracks erforscht und Expeditionen geleitet, meinen Tauchverband gegründet und Jahre voller Höhen und Tiefen erlebt. Vor allem: Ich hatte überlebt. Kurz darauf kamen meine beiden Söhne zur Welt.

Ich weiß, ich bin noch nicht am Ende meiner Reise. Doch es ist Zeit, einmal zurückzublicken und zu berichten, über mein Leben unter Wasser.

Meine zehn Überlebensregeln

1. Du kannst nichts gewinnen, wenn du nicht anfängst: Sei mutig!
2. Zwischen „Ich kann nicht mehr“ und „Es geht nicht mehr“ ist immer noch genug Luft, um weiterzumachen.
3. Gib niemals auf. Denk nicht mal dran!
4. Lass Ängste zu. Sie zeigen dir deine Grenzen. Aber lass dich nicht überwältigen.
5. Vertraue niemandem. Aber gib jedem die Chance, sich dein Vertrauen zu verdienen.
6. Hab immer einen Plan B. Und am besten auch einen Plan C.
7. Fokussiere dich auf das Wesentliche. Und das heißt oft einfach nur: Überleben.
8. Kenne deine Herausforderungen, studiere deine Gegner. Unterschätze sie niemals.
9. Wenn jemand um Hilfe bittet, bekommt er sie.
10. Vergiss niemals, wirklich niemals den Worst Case und bereite dich auch auf ihn vor.

III

**ÜBER LEBEN
UNTER WASSER**